

Aus:

SONJA HNILICA, MARKUS JAGER,
WOLFGANG SONNE (HG.)

Auf den zweiten Blick

Architektur der Nachkriegszeit in Nordrhein-Westfalen

September 2010, 280 Seiten, Hardcover,
zahlr. z.T. farb. Abb., 29,80 €, ISBN 978-3-8376-1482-4

Die Architektur der Nachkriegszeit prägt die Städte in Nordrhein-Westfalen – doch die in die Jahre gekommenen Bauten werden nicht immer geschätzt. Anhand von historischen Fotos, Plänen und Dokumenten erzählt dieses Buch überraschende Geschichten über 20 Bauwerke der Nachkriegsmoderne, etwa:

- über eine eigenwillige Künstlerpersönlichkeit,
- über unkonventionelle Ideen, die durch Geldmangel herausgefordert wurden,
- über Philosophien, die in Beton gegossen wurden.

Daran anknüpfend werden Fragen der Denkmalpflege, Architekturbetrachtung und Baukultur umfassend diskutiert. Dieser Ausstellungskatalog eröffnet einen neuen Blick auf eine weithin unterschätzte Architekturepoche.

Wolfgang Sonne (Prof. Dr.), Kunsthistoriker, ist Inhaber des Lehrstuhls Geschichte und Theorie der Architektur (GTA) an der TU Dortmund.

Sonja Hnilica (Dr.-Ing.), Architekturtheoretikerin, und **Markus Jager** (Dr.), Kunsthistoriker, sind wissenschaftliche Mitarbeiter am Lehrstuhl GTA.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/ts1423/ts1423.php

Inhaltsverzeichnis

- 9 Vorwort
Sonja Hnilica, Markus Jäger, Wolfgang Sonne

Essays

- 15 Zwischen Bescheidenheit und Hybris. Zur Architektur der Nachkriegszeit in NRW
Wolfgang Pehnt
- 29 Die Zukunft war heute. Über Traum und Trauma der sechziger Jahre. Eine Annäherung
Hanno Rauterberg
- 39 Ein Ort so alt wie ich. Mönchengladbach Hindenburgstraße
Burkhard Spinnen
- 43 Urbane Quartiere.
Konventioneller Städtebau der Wiederaufbauzeit am Beispiel des Saarlandstraßenviertels in Dortmund
Christine Beese und Wolfgang Sonne
- 53 Architektur im Archiv. Zur Überlieferung jenseits der Bauten
Regina Wittmann
- 65 Baudenkmäler der Nachkriegszeit in Westfalen. Neun Beispiele
Hans H. Hanke
- 91 Die Moderne weiterdenken. Konzepte zum intelligenten Umgang mit der Architektur der Nachkriegszeit
Sonja Hnilica und Markus Jäger

Katalog

- 117 Der Bau hinter dem Logo
Westfalenhalle, Dortmund, 1949–1952 von Walter Höltje und Horst Retzki
Ruth Hanisch
- 125 Einfach zeitlos
St. Bonifatius, Dortmund, 1952–1954 von Emil Steffann
Markus Jäger
- 133 Ein Manifest des Neubeginns
Stadttheater, Münster, 1952–1956 von Harald Deilmann, Max von Hausen, Ortwin Rave und Werner Ruhnau
Stefan Rethfeldt
- 141 Kontinuitäten
Städtisches Verwaltungsgebäude, Düsseldorf, 1952–1956 von Julius Schulte-Frohlinde
Georg Ebbing
- 149 Grundsatz Einheitlichkeit
Hansa-Viertel, Münster, 1946–1957 vom Stadtplanungsamt Münster und diversen Architekten
Christine Beese

- 155 Gestalter des Stadtraums
Verwaltungsgebäude der Vereinigten Glanzstoff-Fabriken AG, Wuppertal, 1952–1957 von Hanns Dustmann
Markus Jäger
- 163 Ein seltsamer Hybrid
Wasserturmhochhaus, Velbert, 1953–1958 von Friedhelm Krieger,
Erhard Jähnert, Dietrich Schütte
Sonja Hnilica
- 171 Erlebnis Kunst
Gesundheitshaus, Dortmund, 1953–1961 von Will Schwarz
Markus Jäger
- 179 Im Fokus der Öffentlichkeit
Liebfrauenkirche, Duisburg, 1957–1961 von Toni Hermanns
Markus Jäger
- 187 Variation eines Themas
Kirche Heilige Familie, Dortmund, 1961–1962 von Otto Weicken
Sonja Hnilica
- 195 Durch Umbauten entsteht
Bosch-Dienst Strenger, Köln, 1961–1962 von Peter Neufert
Silke Haps
- 203 Flexibel
Mensa I der Ruhruniversität, Bochum, 1963–1965 von Bruno Lambart
Sonja Hnilica
- 211 Übergänge
Hauptfriedhof, Witten, 1963–1965 von Heinz Kalenborn und Joachim Haider (Architekten),
Georg und Rosemarie Penker (Gartenarchitekten)
Regina Wittmann
- 219 Architekt und Ingenieur
St. Paulus, Neuss, 1966–1967 von Fritz Schaller und Stefan Polónyi
Sonja Hnilica
- 227 Gemeindeggeschichte mit Brüchen
Johanneskirche, Dortmund, 1969–1971 von Herwarth Schulte
Sonja Hnilica
- 237 Wider die Schwerkraft
Stadtparkasse, Wuppertal, 1966–1973 von Paul Schneider-Esleben
Anke Kuhrmann
- 245 Der Weg zum Wissen
Universitätsbibliothek der Ruhruniversität, Bochum, 1967–1974 von Bruno Lambart
Alexandra Apfelbaum

- 253 Individuell in der Masse
Wohnbebauung Hannibal, Dortmund, 1971–1974 von H.J. Einsfeld, Günther Odenwaeller und Heinz Spiess (EOS)
Peter Kroos
- 261 Spekulationen
Haus der Erwachsenenbildung, Essen, 1969–1975 von W. Seidensticker, W. Spantzel, H. Budde,
W. Gutschmann und H. Jung
Markus Jäger
- 269 Design-Objekt
WestLB und Dresdner Bank, Dortmund, 1975–1978 von Harald Deilmann
Katrin Lichtenstein
- 277 Autorinnen und Autoren
- 279 Danksagung

Vorwort

„Liebe auf den ersten Blick“ ist es selten, was die meisten Menschen für die Architektur der Nachkriegszeit empfinden. Häufig übersehen, im schlechtesten Fall gehasst, fristen viele Bauten aus dieser Zeit ein Schattendasein und sind nicht selten vom Abriss bedroht. Das hat vielfältige Gründe. Mal sind es die Formensprache und die Baumaterialien, die nicht mehr zeitgemäß scheinen und abgelehnt werden. Oftmals ist der Erhaltungszustand schlecht. Und nicht selten sind die Gebäude durch Umbauten derart überformt oder entstellt, dass selbst ein geübtes Auge Mühe hat, Qualitäten ausfindig zu machen. Die Architektur der 1950er, 60er und 70er Jahre ist nicht nur in die Jahre gekommen, sie ist vielen Menschen auch erklärungsbedürftig geworden.

Auf der anderen Seite umgibt uns die Architektur jener Jahre wie keine zweite: Keine andere Bauepoche prägt das Gesicht der deutschen Städte so stark wie die Epoche des Wiederaufbaus. Dies gilt insbesondere für die Städte an Rhein und Ruhr.

Diese Beobachtung war die Ausgangssituation für das Projekt „Auf den zweiten Blick. Architektur der Nachkriegszeit in Nordrhein-Westfalen“ des Lehrstuhls Geschichte und Theorie der Architektur (GTA) an der Fakultät Architektur und Bauingenieurwesen der Technischen Universität Dortmund. Das Projekt ist aus einer Lehrveranstaltung hervorgegangen und hat sich zu einem zweijährigen Forschungsvorhaben erwachsen, dessen Ergebnisse vom 25. September bis zum 9. November 2010 im Rahmen einer Ausstellung im Dortmunder U gezeigt werden.

Genauer hinsehen

In Fachkreisen erfährt die Architektur der Nachkriegszeit wachsende Aufmerksamkeit. Die Zahl der Veranstaltungen, Colloquien, Ausstellungen und Publikationen zu dem Thema sind kaum noch zu übersehen, was dem Gegenstand, der uns allgegenwärtig umgibt, durchaus angemessen erscheint. Dass das Thema mitunter kontrovers diskutiert wird, liegt auf der Hand, handelt es sich doch um ein Stück Zeitgeschichte, um dessen Beurteilung noch gerungen wird. Der zeitliche Abstand ist noch nicht so groß, als dass stets ein kritisch-distanzierter Blick möglich wäre. Viele Protagonisten und Zeitzeugen des Wiederaufbaus und des Wirtschaftswunders leben noch. Sie schauen anders auf „ihre“ Zeit, als die nachfolgende Generation. Und diese wiederum sieht die Dinge mit anderen Augen als die Enkelgeneration.

Der Schweizer Architekt Peter Zumthor ließ kürzlich im Rahmen der Kunstaktion *Liebe Deine Stadt* seine Zuhörer das Kölner Opernhaus (1954–57 von Wilhelm Riphahn) neu sehen:

„Es ist ja nicht besonders schwer zu finden, aber – ich gebe es zu – ich jedenfalls musste das erst einmal entdecken. Mein erster Eindruck aus einiger Entfernung war: Was ist denn das für ein komisches Schiff da drüben? Es wirkte auf mich wie ein Ungetüm, und es hatte diese seltsamen Flankenbauten. Typologisch war es schwierig einzuschätzen. Was für eine Art Gebäude war das wohl? Daraufhin habe ich es mir genauer angeschaut und – ich weiß nicht, kennen Sie das auch? – man kann ein Gebäude anschauen, und mit einem Mal spürt man: ‚zum Teufel ja, das ist wirklich sehr sorgfältig gemacht, erstaunlich!‘ (...) Und das ist natürlich einmal mehr typisch für die Architektur der fünfziger Jahre. Diese Zeit, das war meine Jugend, und da gab es sozusagen keine Architektur, das war ja eigentlich alles nichts. Aber trotzdem hat es mich gefreut zu sehen, wie sich hier die Schwere im Bauen nach dem Weltkrieg in der Architektur des Wiederaufbaus aufgelöst hat.“

Und Zumthor sieht genauer hin, wie aus dem von Merlin Bauer 2009 herausgegebenen Katalog *Liebe Deine Stadt* hervorgeht: „Ich kann nicht einmal genau sagen, wo diese Formen herkommen. Was sind ihre Vorbilder? (...) Das charakteristische Hellblau und die schwarz hinterlegten Aluminiumprofile kehren in der Gesamtanlage immer wieder, was dann eine gewisse skandinavische Eleganz erzeugt, bei der man nicht sagen könnte, ob sie mehr mit dem Dänen Arne Jacobsen oder mit dem Finnen Alvar Aalto zu tun hat.“

Natürlich ist Zumthor kein unbedarft Blickender, auch wenn er sich mitunter betont untheoretisch gibt, sondern ein Architekturrexperte. Er kann an ein breites Wissen anknüpfen über Konstruktion und Materialien, über Baugeschichte, Planungsprozess und Architektenethos. Das ist kein Wissen, das man allgemein voraussetzen kann. Weniger Wissen bedeutet weniger Anknüpfungspunkte und letztendlich damit eine eingeschränktere Möglichkeit, in einem Bauwerk Architektur zu sehen. Und doch muss auch Pritzker-Preis-Träger Zumthor dafür noch arbeiten. So analysiert er etwa den Weg der Besucher vom Vorplatz durch das Bauwerk bis in den großen Saal und die verschieden dimensionierten Stadträume, die der Bau ausbildet. Und er kommt zu dem Schluss: „Wenn ich in das Gebäude hineinschaue und um es herumgehe, entdecke ich seine Maßstäblichkeit, es gelingt mir, seine Gesamtkomposition zu sehen und zu genießen. (...) Wenn man dieses Gebäude so betrachtet, dann beginnt man es zu lieben.“

Der zweite Blick

„Auf den zweiten Blick“: das impliziert mehr, als man zunächst meint. Zuerst einmal deutet es an, dass die Architektur, die hier behandelt wird, nicht unbedingt sofort auffällt,

dass sie – zumindest dem heutigen Auge – als unspektakulär oder befremdlich erscheint. Dies trifft natürlich nicht auf alle Bauten der Nachkriegszeit zu: Man denke nur an Jörn Utzons Opernhaus in Sydney, den Inbegriff der Icon-Architektur. Viele Bauten aber, die hier vorgestellt werden, zeichnen sich dadurch aus, dass sie kaum einer besonderen Betrachtung wert scheinen. Nur wenige finden sich in den Überblickswerken der Architekturgeschichtsschreibung.

„Auf den zweiten Blick“: das deutet aber auch an, dass die hier gezeigte Architektur einen zweiten Blick lohnt. Alle gezeigten Bauten haben Qualitäten, die allerdings nicht notwendig ästhetische sein müssen: Es ist mitnichten so, dass auf den zweiten Blick jeder Bau schön wirkt, der auf den ersten Blick verstörend oder belanglos erschien. Die Qualität kann auch in der konstruktiven Lösung, in der Materialität, im städtebaulichen Konzept, im sozialen Anspruch, im kulturellen Selbstverständnis liegen – um nur einige Aspekte zu nennen, die die jeweiligen Blicke auf die Bauwerke unserer Ausstellung eröffnen. Und manche dieser Bauten werden auch nach dieser Betrachtung nicht im herkömmlichen Sinne Gefallen erregen – da wollen wir nichts schön reden.

„Auf den zweiten Blick“ impliziert, dass sehen nicht gleich sehen ist. Architektur sehen erfordert einen analytischen, einen interpretierenden Blick. Wie Peter Zumthor bei der Kölner Oper vorführt, besteht dieses sehr aktiv verstandene Sehen zugleich im Auswählen, Vergleichen, Beurteilen, Anknüpfen und Abstrahieren. Klassisch verstandener Kunstgenuss setzt eine gewisse intellektuelle Arbeit und, ganz wichtig, ein hohes Maß an Wissen voraus. Im vorliegenden Fall ein Architekturwissen, über das Laien heute kaum verfügen. Gleichzeitig ist unsere gebaute Umwelt Lebensort, sie ist mit persönlichen und kollektiven Erinnerungen und Erzählungen verknüpft, die das Bild überlagern. Kulturelle Praktiken, Machtstrukturen, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, Regeln und Normen prägen die Wahrnehmung von Architektur. In diesem Sinne liegt der Ausstellung auch eine Theorie zugrunde: Eine umfassend verstandene Architektur kann nicht allein ästhetisch, sondern muss auch konzeptionell, baukonstruktiv, bautypologisch sowie sozial, politisch, ökonomisch und kulturell verstanden und beurteilt werden. Um Architektur in dieser Weise zu lesen, ist ein umfassend informierter Blick Voraussetzung. Gleichzeitig ist dieser Blick immer situationsgebunden.

„Auf den zweiten Blick“: das ist schließlich auch eine Ausstellung darüber, wie man Geschichte schreibt. Denn um einen zweiten Blick auf die Bauten einer vergangenen Epoche werfen zu können, müssen die spezifischen Eigenarten dieser

Epoche wieder ans Licht gebracht werden. In der Ausstellung möchten wir die Besucher mit auf diese methodische Entdeckungsreise nehmen, denn dort zeigen wir die Vielfalt möglicher Quellen und Dokumente, aus denen man Erkenntnisse über vergangene Bauten ziehen kann. Das ist, neben den Bauten selbst, die ganze Fülle der Medien, in denen sie zu ihrer Zeit dargestellt und diskutiert wurden: Da sind die Skizzen, Planzeichnungen und Modelle, die auf die Intentionen des Architekten schließen lassen; da sind etwa Briefe und Broschüren, aus denen sich die Wünsche der Auftraggeber lesen lassen; da sind Fotografien und Publikationen, die etwas darüber erzählen, wie ein Bau in der breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen wurde; da sind die Gegenstände, die uns etwas von der vergangenen Nutzung wissen lassen, und viele Quellen mehr. Aus all dem schreiben Historiker Geschichte – und dies kann der Besucher in der Ausstellung nachvollziehen.

Der erste Blick, das ist im besten Fall der Blick, der neugierig macht. Der zweite Blick aber ist der informierte und interpretierende Blick, der es erlaubt, auch über unscheinbare und hässliche, schwierige und anstößige, gefällige und erregende Architekturen ein fundiertes Urteil zu fällen. Und vielleicht eine „Liebe auf den zweiten Blick“ zu ermöglichen, die dann sogar hält.

Zwanzig Architekturgeschichten

Gezeigt werden zwanzig Bauten aus Nordrhein-Westfalen, die relativ typisch sind für das Bauen in der Nachkriegszeit. Darunter befinden sich Kirchen, öffentliche Bauten, Bürohäuser und Wohnbauten unterschiedlicher Größenordnung. Unter ihnen sind prominente Bauten wie die Dortmunder Westfalenhalle, aber auch weniger bekannte wie der Hauptfriedhof in Witten. Die Ausstellung hat jedoch nicht den Anspruch, eine oder gar *die* Geschichte der Architektur in Nordrhein-Westfalen nach 1945 zu präsentieren. Sie möchte vielmehr am Beispiel der Nachkriegsarchitektur Nordrhein-Westfalens exemplarisch aufzeigen, welche Ideen, Konzepte und Ideale sich hinter gebauter Architektur verbergen können.

Um diese zu erkennen, braucht es – wie bereits gesagt – neben einer analytischen Betrachtung in der Regel auch historisches Wissen. An diesem Punkt haben wir die Studierenden hinzugezogen. Wir haben gemeinsam mit ihnen die zwanzig Bauten besichtigt. Dabei konnten sie zunächst einen ersten, unbedarften Eindruck gewinnen. Dann haben sie sich in historische Recherchen gestürzt. Ursprünglich bestand die Idee, dass die Studierenden mit den Beständen des Archivs für Architektur und Ingenieurbaukunst NRW

(A:AI) arbeiten, das an den Lehrstuhl GTA angebunden ist. Wir stellten jedoch schon bei der Vorbereitung fest, dass wir das Spektrum erweitern mussten. So wurden neben den A:AI-Beständen auch kommunale Archive, überregionale Architekturmuseen, Bauaktenkammern, privat gelagerte Architektennachlässe, Firmenarchive, Bauherren, Besitzer, Denkmalämter, lokale Zeitungsarchive und Zeitzeugen konsultiert. Es zählt ja zu den Besonderheiten der Beschäftigung mit Nachkriegsarchitektur, dass einige Protagonisten noch leben und befragt werden können.

Die Studierenden konnten auf diesem Wege nicht nur einen Eindruck gewinnen, was Architekturgeschichte sein kann. Sie konnten auch den Umgang mit unterschiedlichen Quellen und Dokumenten kennen lernen. Bei der Erstbesichtigung waren viele Studierende noch irritiert von den Bauten, die wir ihnen zeigten. Das hat sich im Laufe der Recherche geändert. Über die eingehende Beschäftigung und Analyse haben die Studierenden nicht nur ein differenzierteres Bild gewonnen. Sie haben darüber hinaus auch ein Gespür dafür entwickelt, was das besondere Charakteristikum eines jeden Projektes sein könnte. Mal waren es konstruktive Aspekte, mal städtebauliche, mal innenräumliche. Und bei anderen rückte beispielsweise die öffentliche Debatte um die Nutzung des Objekts in den Fokus. In der Zusammenschau eröffnete sich so eine Bandbreite möglicher Lesarten von Architektur. Diese Ansätze wurden in der Folge unter Mitwirkung einer größeren Zahl von Kollegen und Experten zu den nun vorliegenden zwanzig kleinen „Architekturgeschichten“ weiterentwickelt.

Für die Ausstellung und den vorliegenden Katalog haben wir den Fotografen Georg Knoll hinzugezogen, der die Gebäude beiläufig-alltäglich ins Bild gesetzt hat: Eben so, wie man sie als Passant wahrnimmt. Wir hoffen, dass sich beim Betrachten dieser Fotos ein ähnlicher Ersteindruck einstellt wie bei den Studierenden auf unseren gemeinsamen Besichtigungen vor Ort. Im nächsten Schritt haben die Besucher und die Leser dann Gelegenheit, an Hand der historischen Dokumente die Gebäude und ihre Entstehungszusammenhänge besser kennen zu lernen – ihnen einen „zweiten Blick“ zu schenken.

Die Ausstellungsarchitektur wurde in Kooperation mit dem Lehrstuhl Grundlagen und Theorie der Baukonstruktion, Prof. Dr. Paul Kahlfeldt, unter Betreuung von Charlotte Hopf von Studierenden entworfen und umgesetzt. Maryam Kefayati und Katharina Kuzmann, Siegerinnen eines fakultätsweiten Studentenwettbewerbs, entwarfen einen Ausstellungsraum, der die Exponate im Dortmunder U wirkungsvoll inszeniert. Unterstützt wurden sie dabei von einer Reihe von Kolleginnen und Kollegen, die die Ausführungsplanung unterstützten und beim Aufbau tatkräftig Hand anlegten.

Das Projekt ist damit Ausdruck der Vernetzung von Forschung, Lehre und Entwurf an der Fakultät Architektur und Bauingenieurwesen der TU Dortmund.

Den Blick weiten

Im vorliegenden Katalog werden die zwanzig Einzelstudien durch mehrere übergreifende Essays ergänzt. Der Doyen der deutschen Architekturhistoriker, Wolfgang Peht, der das Baugeschehen in Deutschland seit vielen Jahrzehnten begleitet und nicht wenige Bauten schon zu ihrer Entstehungszeit kritisch gewürdigt hat, umreißt das Architekturgeschehen in Nordrhein-Westfalen. So können die zwanzig Fallstudien eingebettet werden in das breite Panorama der Nachkriegsarchitektur. Der Architekturkritiker Hanno Rauterberg indessen zeigt auf, wie hin und her gerissen man angesichts der Architekturideen der Nachkriegsmoderne und dem, was die Akteure tatsächlich hinterlassen haben, heute sein kann. Einen persönlichen Blick auf ähnliche Fragen wirft der Schriftsteller Burkhard Spinnen in seinem autobiographisch geprägten Essay über seine Heimatstadt Mönchengladbach. In beiden Beiträgen wird deutlich, dass die Zwiespältigkeit in der Beurteilung der Nachkriegsarchitektur nicht zwangsläufig durch die Bauten und Projekte selbst hervorgerufen wird, sondern zu einem Gutteil auch durch den späteren Umgang mit ihnen bedingt ist. Was ursprünglich architektonische oder stadträumliche Qualitäten hatte, ist nicht selten durch wenig einfühlsame Umbauten, Renovierungen und Umgestaltungen so sehr entstellt worden, dass man sich fragt, zu welcher Zeit die größeren „Sünden“ begangen wurden.

Während sich die hitzig geführte Debatte über die Nachkriegsarchitektur meist an prominenten öffentlichen Bauten entzündet, lenken die Architekturhistoriker Christine Beese und Wolfgang Sonne den Blick auf die übersehenen „ganz normalen“ Stadtquartiere der Wiederaufbauzeit. Quartiere, wie sie sich in nahezu jeder Stadt finden. Sie sind so beiläufig-unspektakulär, dass sie kaum in den Fokus akademischer Architekturbetrachtung geraten – obwohl sie unsere Umwelt so sehr prägen. Der Beitrag berührt einen Aspekt, der über die Beschäftigung mit der Nachkriegsepoche hinaus reicht und die Frage nach der grundsätzlichen Betrachtungswürdigkeit des breiten Bauschaffens aufwirft.

Neben der kritischen Würdigung der Nachkriegsarchitektur stehen die Probleme im Umgang mit ihr. Regina Wittmann, die Betreuerin des A:AI Archiv für Architektur und Ingenieurbaukunst, beleuchtet aus archivalischer Perspektive die Überlieferungssituation jenseits der Bauten. Der Denkmalpfleger Hans H. Hanke berichtet im Anschluss von den He-

rausforderungen, denen sich die Denkmalpflege im Umgang mit dem baulichen Erbe der Nachkriegsmoderne gegenüber sieht. Dabei kommen neben Fragen der Inventarisierung vor allem die Probleme im praktisch-konservatorischen Umgang zur Sprache.

Dessen ungeachtet liegt es auf der Hand, dass ein Großteil des Bauschaffens jener Epoche niemals Denkmaleigenschaft erlangen wird. Daher bedarf es architektonischer Mittel und Strategien für den angemessenen Umgang mit der Masse des Gebauten. Zwischen den Extremen Abriss und denkmalgerechter Instandsetzung eröffnet sich ein breiter Fächer an Möglichkeiten. Sonja Hnilica und Markus Jäger zeigen auf, welche architektonischen Konzepte für das Weiterbauen an

Dortmund, im August 2010

der Moderne in den letzten Jahren realisiert wurden und welche Szenarien sich für die Zukunft auf tun.

In diesem Sinne können die 20 Fallstudien exemplarisch stehen für mögliche Zugänge zur Nachkriegsarchitektur. Die Perspektiven und auch die Probleme sind vielfach übertragbar. Wenn wir mit dem architektonischen Erbe dieser noch so nahen, aber manchmal auch als so fern empfundenen Epoche sinnvoll und verantwortungsvoll umgehen wollen, können wir sie nicht einfach ignorieren. Wir müssen hinschauen lernen, die Architektur auch in dem, was sie nicht zeigt, verstehen lernen – und wir müssen Qualitäten erkennen, um das weniger Gute vom Guten zu unterscheiden und das Qualitätvolle wiederum zu erhalten und intelligent zu entwickeln.

Sonja Hnilica, Markus Jäger, Wolfgang Sonne